

Adiós compañero!

Nachruf für Rolf Losansky

Als Rolf Losansky, der große Meister des Kinderfilms, Mitte September im Alter von 85 Jahren starb, da war es, als ob ein Licht erloschen ist, ein Licht, das nicht zu ersetzen ist. Seine Kinderfilme, etwa fünfundzwanzig an der Zahl, waren voller Poesie, Mitmenschlichkeit, Herzenswärme und Heiterkeit.

Eine poetisch-philosophische Dimension, die leise und nachhaltig daherkam, durchzog seine Filme.

Ich nenne nur einige Titel stellvertretend für die vielen: „Das Geheimnis der 17“, „Die Suche nach dem wunderbunten Vögelchen“, „Das Schulgespenst“, „Der lange Ritt zur Schule“, „Ein Schneemann für Afrika“, „Moritz in der Litfaßsäule“, „Der verzauberte Einbrecher“, „Abschiedsdisco“, „Das Wolkenschaf“, „Hans im Glück“ usw.

Voller Trauer sage ich: Rolf Losansky ist als Künstler für Kinder unersetzlich. Seine herzswarme Art, in Kinderseelen zu schauen, sie zu trösten und sie mit seinen wunderbaren, leisen Filmen ein bißchen stärker zu machen, diese

Farbe wird fehlen, in dieser Zeit der marktgerechten, lauten und grobschlächtigen Oberflächlichkeit.

Wer wissen will, wie das Leben in der DDR wirklich war, der schaue sich diese Filme an, sie sind eine sensible Chronik. Rolf Losansky hat über Generationen Kinder mit seinen Filmen glücklich gemacht und ihr Herz berührt, daß sich sehr viele lebenslang an die Filme erinnern und erinnern werden.

Er wurde 1931 in Frankfurt/Oder geboren, erlebte und überlebte als Junge zwischen Kind und Halb-erwachsen-Sein das Grauen des zweiten Weltkrieges. Sein Vater und vier seiner Onkel starben im Krieg. Rolf hat seiner Mutter geholfen, mit den zwei jüngeren Geschwistern durch den Krieg zu kommen. Buchdrucker lernte er, ging zur ABF, um anschließend Medizin zu studieren. Doch brach er dieses Studium zum Glück ab, weil er nicht sehen konnte, wenn Kinder litten oder starben. Er wollte sie fröhlich machen und stark und ihnen beim Schwersten helfen: leben zu lernen. Deshalb begann er ein Studium der Regie an der Hochschule für Film und Fernsehen in Potsdam-Babelsberg und sah bald seine Stärke im Film für Kinder. Die DDR war sein Land. Hier lebte er gerne, hier konnte er sich im DEFA-Studio für Spielfilme verwickeln. Ein Viertel der Jahresproduktion waren Kinderfilme. Die DEFA-Kinderfilme wurden in dreißig Länder exportiert und waren ein Markenzeichen der DDR.

Am 1. Januar 1991 änderte sich das total. Da wurden die ersten 1500 künstlerischen Mitarbeiter des Studios entlassen, weitere tausend folgten. Und der Kinderfilm wurde zum Stiefkind. Über allem stand der häßliche und dumme Spruch „Die DEFA riecht nicht gut.“



Rolf Losansky und Christa Kožik

Ich hatte das Glück, als Filmautorin für und mit Rolf Losansky drei Kinderspielfilme und zwei Theaterstücke zu schreiben. Das Schreiben mit ihm machte Riesenspaß, denn wir konnten dabei so viel lachen. Ich hatte das größere Vergnügen, denn Rolf versuchte mir immer, die Szenen vorzuspielen und warf sich dafür auf meinen blauen Teppich oder telefonierte mit einer riesigen Schere. Nach der „Wende“ gelang es ihm, noch zwei Spielfilme zu produzieren. Doch trotz persönlicher Schicksalsschläge, wie dem Tod seiner Frau, später seines Sohnes, blieb er ungebrochen, als müsse er für seine lieben Toten weiterleben. Er inszenierte fürs Kindertheater, unterrichtete an drei Theaterhochschulen, tourte mit seinen Kinderfilmen durch „Großdeutschland“ und führte in vollen Kinos herrliche Filmgespräche mit den Kindern.

Ich war oft an seiner Seite, bewunderte seine Energie und seinen hellen Geist. Immerhin war er da schon über achtzig. Wir hatten beide noch soviel bunte Gedanken im Kopf und saßen noch am dritten gemeinsamen Theaterstück für Kinder. Für den Kinderfilm gab es für uns keine Chancen mehr. Aber wir waren uns im Sinne von Marx einig, der Mensch soll heiter von seiner Vergangenheit Abschied nehmen. Mit heiterer Kraft hat er mich und andere immer wieder mitgerissen. Sein großes Verdienst war es auch, als Präsident des

Festivals „Goldener Spatz“ in Gera 1990/91 den „Ostwaggon mit dem Westwaggon zusammenzukoppeln“ und damit – natürlich mit Hilfe anderer –, dieses Festival bis jetzt zu erhalten.

Und Preise? Preise hat er so viele, daß der Platz nicht reicht, sie zu nennen. Ich

beschränke mich deshalb: diverse Filmpreise auf vier Kontinenten und in der DDR 1979 den Nationalpreis, viele Hauptpreise beim Kinderfilm-Festival „Goldener Spatz“ in Gera und anderswo und 2011 den Preis der DEFA-Stiftung fürs Lebenswerk sowie den „Goldenen Ehrenschatz“ und den „Ehrenschnitzel“ in Chemnitz. Das Geheimnis meines Lebens- und Arbeitsfreundes Rolf Losansky, bis ins hohe Alter so jung und vital geblieben zu sein, war ganz einfach: Er hatte das Kind in sich bewahrt. Deshalb konnte er sich so empfindsam in seine Zuschauerkinder einfühlen und sie in Freude und Leid verstehen. Als ihn im Jahr seines 50. Filmjubiläums, im Sommer 2013, ein Schlaganfall

an den Rand des Lebens brachte, schaffte er es, danach noch drei Jahre im Rollstuhl zu leben, halb gelähmt und der Sprache beraubt, aber mit heiterer Würde, alles verstehend, was nahe Verwandte und Freunde ihm mitteilten, wenn sie ihn besuchten. Und mit seinen geringen Möglichkeiten gelang es ihm, die Besucher zu beschenken, mit seiner tapferen Heiterkeit.

Er wollte es ihnen nicht zu schwer machen. Die Basis dafür schaffte seine Tochter Danka Losansky, die entschied, den geliebten Vater nicht ins Pflegeheim abzuschicken. In seiner Wohnung war er umgeben von seinen Filmen, Bildern und Büchern, rundum betreut von den ungarischen Pflegerinnen Sissi und Margrit, die sich in der Pflege abwechselten. Es war eine Kette der Freundschaft, die bis zuletzt um ihn war. Auch einige seiner Filmkinder besuchten ihn ständig und gründeten den Freundeskreis „Rolf Losansky“.

Rolf Losansky wurde am 6. Oktober auf dem Friedhof in Bornstedt bei Potsdam bestattet. Knut Elstermann hielt die würdig-heitere Trauerrede. Mehr als zweihundert Menschen kamen zum letzten Abschied. Ich habe ihm eine kleine Litfaßsäule aus Pappe, ein Geschenk von Kindern, mit ins Grab gegeben, beklebt mit seinem Bild, dem von Karl Marx und Fotos seiner Filme. Seine Filme bleiben uns und der Nachwelt als Geschenk.

Adiós, compañero Rolf!

Christa Kožik

Erinnerung an den Filmregisseur Rolf Losansky (1931–2016)

Wunderalter sind mir die liebsten ...

Wir trafen uns sozusagen an historischer Stätte. Im Berliner Pionierpark in der Wuhlheide. Historisch für Rolf Losansky insofern, da er dort Mitte der 50er Jahre als Regisseur von Großveranstaltungen – verantwortlich auch für Neptunfeste und Rollerrennen und alles, was Spaß macht. Im Pionierpark fand auch seine erste Begegnung mit dem Film statt. Konkret in Gestalt der Autoren Wera und Claus Küchenmeister, für deren Dokumentarfilm „Träumt für morgen“ er Kinder mit suchte, quasi Zuarbeit leistete. Wenig später ging er an die Filmhochschule, studierte Regie. Inzwischen sind 32 Jahre ins Land gegangen und Rolf Losanskys fünfzehnter Film „Das Schulgespenst“ steht kurz vor der Premiere. So richtig ist er den Kindern nie untreu geworden und wird es wohl auch nie können. Zuviel Begeisterung und Wärme klingt bei alledem mit, wenn er von Kindern und der Arbeit mit ihnen geradezu schwärmt, von seinen zahlreichen Begegnungen und Gesprächen mit ihnen spricht. „Kinder – die sind wie Frühling und Sonne und Blumen und Leben überhaupt, man muß auf sie aufpassen“, sagt er. Auch an dem Tag unserer Verabredung steht wieder ein Gespräch ins Haus, diesmal mit dem Filmklub des Pionierpalastes. Erneute Gelegenheit, mich persönlich davon zu überzeugen, mit welcher Ernsthaftigkeit, welcher Selbstverständlichkeit, aber auch mit wieviel Humor er auf Fragen der Kinder eingeht.

Von manchen Dingen spricht Losansky, als ob's gestern gewesen wäre. So z. B. von den Dreharbeiten zu „Die Suche nach dem wunderbaren Vögelchen“ (1964) und seiner ersten Begegnung mit dem Schriftsteller Franz Fühmann. Eine Zeichnung wird ihm von Klubmitgliedern zu diesem Film überreicht, und Freude spiegelt sich in seinem Gesicht.

Bei all den Gesprächen mit Rolf Losansky fällt auf, wie oft er – wenn von seinen Filmen die Rede ist – auf die anderen verweist, erinnert, wie wichtig jeder einzelne Mitarbeiter am Gelingen des Filmes sei. Oft sind solche erzählten Erinnerungen mit einer Anekdote gespickt, die er mit urwüchsigen Humor zu erzählen weiß. Überhaupt kann man sich einen humorlosen Rolf Losansky kaum vorstellen. Selbst in Zeiten höchster Anspannung, bei Dreharbeiten, sorgt er mit seinem trockenen Humor für Entspannung. Und ich erlebte bei ganz verschiedenen Filmen von ihm am Drehort so etwas wie eine verschworene Gemeinschaft. Zehn Filme hat er bisher für Kinder verschiedener Altersstufen gedreht. „Das Geheimnis der 17“ (1963) zeigt die Beziehung Elfjähriger zu Erwachsenen, aber auch zu ihrer Umwelt. Der 1986 fertiggestellte Film „Weiße Wolke Carolin“ (Buch: Klaus Meyer) handelt von der aufkeimenden Liebe Zwölfjähriger, in „Euch werd ich's zeigen“ (1972) werden die Konflikte eines Dreizehnjährigen dargestellt, „... verdammt, ich bin erwachsen“ (1974) greift Probleme eines Fünfzehnjährigen auf, der sich anschickt, erste Schritte in die Welt der Erwachsenen zu tun. Von einer siebzehnjährigen Leistungssportlerin erzählt

„Achillesferse“ (1978). Hoch in der Gunst des Kinderpublikums stehen auch seine phantastisch-realistischen Filmgeschichten. Diese ihm inzwischen sehr eigene Filmstrecke hatte er schon 1964 mit „Die Suche nach dem wunderbaren Vögelchen“ begonnen, 1975 fortgesetzt mit „Blumen für den Mann im Mond“, 1977 mit „Ein Schneemann für Afrika“, 1982 war's „Der lange Ritt zur Schule“, 1983 folgte „Moritz in der Litfaßsäule“ (Buch: Christa Kozik) und schließlich „Das Schulgespenst“ (Buch: Peter Abraham; Zeichnungen: Gertrud Zucker). All diese Filme sind ein Plädoyer für die Phantasie. Warum diese Beharrlichkeit in puncto Phantasie?

„Ich möchte zu denen gehören, die besonders aufpassen, daß bei Kindern die Phantasie nicht verschüttet wird. Phantasie versetzt zwar keine Berge, aber legt Hand an den Berg. Phantasie sowie das Träumen und Spinnen spielen eine große Rolle im Zusammenleben der Menschen. Dabei sehe ich Träumen nie als Ersatz für etwas, was nicht geht, aber für etwas, wo man Realität ein Stück da hinbringen kann, wohin man sie bringen möchte bzw. wohin sie gehört. Träume haben für mich etwas damit zu tun: So will ich's! So wollen wir's! Verdammt, so müßte es möglich sein!“

Damit ist ein Stichwort gefallen für eine weitere Eigenart der Filme dieses Regisseurs – das Programmatische seiner meisten Filmtitel.

„Wir haben ‚... verdammt, ich bin erwachsen‘ nicht schlechthin als Titel gesehen, sondern auch in dem Sinne: Verdammt, es kommt ganz schön etwas auf mich zu, aber ich muß, ich will es schaffen. Oder: ‚Blumen für den Mann im Mond‘. Als ich Kind war, dachte noch niemand daran, daß dort oben mal ein Auto rumkurvt, und bestimmt wird es eines Tages dort auch Blumen geben. Ich bin fest überzeugt davon. ‚Ein Schneemann für Afrika‘ heißt, in diesen dunklen Kontinent alles Gute dieser Welt zu bringen. Natürlich gibt es kein ‚Schulgespenst‘. Oder? Ich hoffe, es gibt eins! So ein gutes, wie wir es geschildert haben. Für die Kinder und die Lehrer.“

Eigentlich wollte Rolf Losansky Kinder- und Jugendfilme im Wechsel machen. Die Priorität Kinderfilm bedauert er nicht etwa, aber sie ist mangels geeigneter Stoffe für Jugendliche entstanden. Er hofft, daß sein nächster Film einer für Jugendliche wird. Sein Wunsch sei es, so sagt er, sich mit kritischen Themen, z. B. Fragen der Ehrlichkeit, auseinanderzusetzen. Diese Problematik beschäftigt ihn sehr. Warum nun dieser angestrebte Wechsel zwischen Kinder- und Jugendfilm?

„Es gibt für mich zwei Altersstufen, die mich reizen, über sie Filme zu machen. Da ist die des Kindes, das anfängt, seine Umwelt zu erkennen und zu begreifen. Das ist die Zeit, wo Kinder Giganten im Begreifen und Auffassen sind, wo sie lernen, weit über ihre Straße hinauszublicken. Sie sind ungeheuer neugierig auf Leben und freuen sich auf die Welt. Das andere Wunderalter ist das der Jugendlichen, wenn sie noch eckig und kantig sind und alles ganz anders machen wollen, mindestens viel besser

als die Alten, wir Eltern. Und ich finde es richtig, daß sie so denken. Es ist höchst interessant, mit ihnen und über sie Filme zu machen, sie in ihren Gedanken zu bestärken. Ich möchte meinen Zuschauern Kraft und Freude geben, aber auch den Erwachsenen sagen: Paßt auf! Meine Filme sind gleichermaßen für Vater und Lehrerin, für Leute in der Straße.“

In Mode war es eine Zeit, Kinderfilmer als Jungfilmer zu bezeichnen. Mit nunmehr 56 Jahren und nach fünfzehn Filmen noch legitim als Bezeichnung für einen Regisseur?

„Ich fühle mich als Jungfilmer. Jeder Film ist für mich wie ein erster Schritt. Für die, mit denen ich arbeite, muß ich Jungfilmer sein. Wenn ich von einem seriösen Aussichtsturm aus ihre Welt beurteile und darstelle, hören Kinder nicht mehr hin, und Jugendliche trachten danach, diesen Aussichtsturm zu sprengen. Beide haben recht. Wenn man mit jungen Menschen zu tun hat, muß man sich bemühen, vorher ein Stück seiner eigenen Kindheit in die Tasche zu stecken und sie mindestens zum Vergleich herauszuholen. Zwischen den Jugendlichen und uns ist kein Graben, es ist nichts so ganz Neues, was da plötzlich anfängt, alles geht fließend ineinander über. Sie lernen von uns, aber begreifen uns an einigen Stellen überhaupt nicht. Und wir entdecken Dinge bei ihnen, wie wir auch waren, und begreifen sie andererseits manchmal überhaupt nicht. Damit versuche ich mich in meinen Filmen auseinanderzusetzen. Aber ohne Zeigefinger, den mag ich gar nicht.“

Rolf Losansky stellt in Gesprächen über seine Filme sehr häufig den Spaß heraus. Sein jüngster Film, „Das Schulgespenst“, also nur ein Spaß, eine Filmheldin ohne Entwicklung?

„Ich finde, daß das Mädchen Carola Hufatich eine große Entwicklung durchmacht. Sie erkennt, daß man Schwierigkeiten nicht ausweichen kann, sich nichts herbeiträumen oder -wünschen kann, daß man Kompliziertes meistern lernen muß. Das begreift Carola. Sie macht zwar saure Miene dazu, aber sie steht für sich selbst ein.“ Nach unmittelbar anstehenden Arbeiten befragt, antwortet der gelernte Buchdrucker: „Mein Meister sagte immer: ‚Druck erst mal die Zeitung, reden könnt ihr hinterher drüber!‘ Filme machen ist nicht Worte machen. Ich rede ungenügend über das, was ich machen werde, lieber über das, was ich will. Ich will mal einen richtigen Märchenfilm machen, so wie ihn die Oma ihrem Enkelkind noch erzählt.“ Nach Auszeichnungen und Preisen befragt, winkt er ab. Sagt dann, daß ihm die zweimalige „Goldene Flimmerkiste“ und das jüngst verliehene „Bienen“ der Fernseh-zuschauer sehr lieb seien, ebenso wie der Preis des jugendlichen Publikums zuletzt im Februar dieses Jahres in Gera für „Das Schulgespenst“. Rolf Losanskys Erfolgsfilm wollte ein Zwölfjähriger des Filmklubs benannt wissen. Der Regisseur: „Der kommt noch! Ich will jedesmal das Beste machen. Genauso wie ihr auch. Bestimmt kommt er noch!“

„Wording“, ein Tarnwort für „Sprachregelung“

Es kommt auf das richtige Wort an. Richtiger gesagt: auf das falsche. Das richtig-falsche. So funktioniert Propaganda: verwirrend. Propaganda muß ihre Adressaten verwirren, das ist ihr Auftrag. Sie muß das Offensichtliche vernebeln und uns zu blindem Glauben und Gehorsam erziehen – zu dem Glauben, das Unwahre sei wahr, das Richtige falsch, das Gute böse, das Böse gut. In der Propaganda, der wir viel öfter ausgesetzt sind, als wir ahnen, nämlich fast immer, allemal in Kriegszeiten, sind *Aufklärung* und *Propaganda* ein Begriffspaar, ähnlich wie *Freiheitskämpfer* und *Terroristen*. Die Guten, nämlich die Unsrigen, warnen, die Bösen, das heißt die Feinde, drohen. Gemeint ist ein und dasselbe Verhalten: Man verknüpft Forderungen an die Gegenseite mit der Ankündigung, ihr empfindlich zu schaden, falls sie nicht nachgibt. Auch Sanktionen werden als *Warnungen* ausgegeben, die bis zur Hungerblockade reichen dürfen – vorausgesetzt, daß wir Guten sie verhängen.

In früheren Zeiten, als noch NATO und Warschauer Pakt einander gegenüberstanden, war es in der westlichen Propagandasprache immer die NATO, die *warnte*, der Warschauer Pakt, der *drohte*. Je nachdem, ob nach Darstellung der von uns konsumierten Medien jemand warnt oder droht, wissen wir, was wir von ihm zu halten haben, denn *Warnen*, das wissen wir, ist ein freundliches, *Drohen* hingegen ein feindliches Verhalten. So inszeniert die Propaganda das Welttheater und macht uns zu vermeintlich Wissenden, ohne daß wir einen Beweis erhalten und ohne daß wir uns dieser Indienstnahme unserer Köpfe bewußt werden, denn die beiden Wörter *warnen* und *drohen* sind so unscheinbar, daß sie uns beim Lesen oder Hören gewöhnlich nicht auffallen. Sie wirken unterschwellig.

Freiheitskämpfer sind gut, *Terroristen* böse. Wer auf unserer Seite kämpft – genau gesagt: auf der Seite unserer Obrigkeit –, ist *Freiheitskämpfer*. Im Kampf gegen den Terror sind ihm, weil er ein Unsriger ist, auch unerlaubte Mittel erlaubt. *Anti-Terror-Methoden* werden durch ihren Zweck zu guten Methoden, während die Mittel der Bösen nur böse Mittel sein können.

Weil 1999 die albanisch-islamisch-separatistischen UÇK-Kämpfer im Kosovo gegen die Serben kämpften – also gegen Deutschlands Feinde schon im Ersten und Zweiten Weltkrieg – und weil sie Jugoslawien zerschlagen wollten, das nach den in Deutschland vorherrschenden Interessen ein unerwünschtes Überbleibsel des von Deutschland verlorenen Zweiten Weltkrieges war, sollten sie uns als *Freiheitskämpfer* erscheinen. Ihre Überfälle, Brandstiftungen, Morde dienten der angeblich guten Sache. Was die jugoslawischen Sicherheitskräfte dagegen unternahmen, war selbstverständlich *Terror*.

Im Zweiten Weltkrieg war laut Nazi-Propaganda jeglicher Widerstand gegen die deutsche Besatzung *Terror* – auf dem Balkan wie

in Frankreich, Polen und der Sowjetunion. Später galt den tonangebenden bundesdeutschen Politikern und Publizisten beispielsweise auch die Nationale Befreiungsfront in Vietnam, die für die Befreiung ihres Landes erst von französischer und dann von US-amerikanischer Herrschaft kämpfte, als *terroristisch*. Nachdem die FLN militärisch gesiegt hatte, wurde sie bald weniger als Feind, sondern als möglicher Handelspartner gesehen und galt nicht mehr als *terroristisch*. Die Propagandasprache richtet sich eben nach den jeweiligen Interessen und Machtverhältnissen. In diesem Sinne sortiert sie, was gut und was böse ist. Gut ist vor allem die hierzulande herrschende Obrigkeit, der die Propaganda als Mittel der Herrschaftssicherung dient.

Propaganda ist ursprünglich ein kirchlicher Begriff. Gemeint war die Ausbreitung des christlichen Glaubens. Nichtgläubige sollten zu Gläubigen gemacht werden. Unter *Aufklärung* hingegen – in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes – war und ist die geistige Bewegung zu verstehen, die sich gegen das Gottesgnadentum des Absolutismus richtete und die Menschenrechte einforderte, darunter das Recht der freien Meinungsäußerung, Freiheit von staatlicher Zensur und klerikaler Bevormundung. Eine herrschaftskritische Bewegung.

Joseph Goebbels nannte sich nicht nur Reichsminister für Propaganda, sondern eignete sich für seine Amtsbezeichnung auch das Wort *Aufklärung* an: Reichsminister für Aufklärung und Propaganda. Die Herrschenden versuchen immer – mehr oder weniger frech, mehr oder weniger erfolgreich –, sich alles anzueignen, was das Volk hervorbringt, auch und gerade die geistigen Waffen, die es gegen die Herrschaft schmiedet; sie wenden sie dann gegen das Volk selber. In der heutigen Propagandasprache ist *Propaganda* ein böses Mittel der anderen, der Bösen. Die Propaganda, die man selber betreibt, nennt man *Aufklärung*.

Verteufeln, mundtot machen, vernichten

Hauptleistung der Propaganda ist die Verteufelung der anderen Seite, gegen die dann, wenn sie als ganz und gar böse gefürchtet wird, jedes Mittel recht erscheint. Denn mit dem Teufel kann man nicht friedlich zusammenleben, er muß vernichtet werden.

Vor seinem psychischen Tod wird der Teufel in seiner jeweiligen Gestalt (Milosevic, Saddam, Gaddafi) von den Medien vernichtet. „Der Irre“, „der Schlächter“, wie ihn die „Bild-Zeitung“ jedes Mal nennt, darf nicht mehr zu Wort kommen. Er wird mundtot gemacht. Wer sich erdreistet, ihn aufzusuchen und zu interviewen, wird selber zum Opfer von Hetze und Häme, ausgegrenzt aus unserer Gemeinschaft der Guten. Dabei sollten die Medien doch eigentlich vermitteln, allen Konfliktbeteiligten Gehör verschaffen, ihnen den Weg zum Verhandlungstisch

ebnen. Ja, wenn die Medien nach Frieden trachteten ...

Um einen Angriffskrieg zu rechtfertigen, kann ein einziges Wort genügen – ein Falschwort.

Als sich nach dem blutigen Putsch in Kiew im Februar 2014 die autonome Republik Krim durch Beschluß ihres Parlamentes und durch Volksentscheid von der Ukraine trennte (jeweils mit großer Mehrheit, ohne Blutvergießen), als sie die Aufnahme in die Russische Föderation beantragte und das russische Parlament diesem Antrag stattgab, einigten sich die tonangebenden Politiker und Publizisten in den NATO-Ländern im Nu auf ein Wort, mit dem dieser Vorgang zu bezeichnen sei: *Annexion*. Rußland habe die Krim annektiert und damit einen schweren Verstoß gegen das Völkerrecht begangen.

Man hätte ganz im Gegenteil von einer *Sezession* sprechen können, wie es der Hamburger Rechtswissenschaftler Reinhard Merkel in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ (7. 4. 2014) tat. Man hätte der Bevölkerung der Krim bescheinigen und dazu gratulieren können, daß sie von ihrem Selbstbestimmungsrecht Gebrauch gemacht hatte. Und man hätte Vergleiche mit der Abtrennung des Kosovo von Serbien ziehen sollen. Damals, 1999, hatte die NATO die UÇK mit schweren Bombenangriffen gegen Serbien unterstützt. Eine Aggression. Eindeutig völkerrechtswidrig. Ganz im Gegensatz zur Sezession der Krim. Aber mit der Behauptung, Rußland habe die Krim *annektiert*, rechtfertigt die NATO inzwischen ihre massive Aufrüstung an den Grenzen Rußlands, nachdem die NATO-Staaten schon entscheidend zu dem Putsch in Kiew beigetragen hatten. Allein die USA zahlten dafür nach Angaben der für Europa zuständigen Staatssekretärin im State Department, Victoria Nuland, fünf Milliarden Dollar.

Wenn eine *Regierung* gestürzt wird, lesen und hören wir, ob es sich bei dem Ereignis um einen *Putsch* oder eine *Rebellion* oder eine *Revolution* handelt. Wenn die NATO oder ihre Führungsmacht USA einen *regime change* herbeiführt, hat das als *Revolution*, als demokratischer Wandel zu gelten, auch wenn faschistischer Terror daran mitgewirkt hat. „Ohne den Rechten Sektor und andere militante Gruppen hätte die ukrainische Februarrevolution (*also der Kiewer Putsch gegen den gewählten Präsidenten Janukowitsch; E. S.*) gar nicht stattgefunden“, wie die „New York Times“ wenige Wochen nach dem Ereignis klarstellte. Diese Faschisten nahmen und nehmen dann auch in der Putschisten-Regierung zentrale Ämter ein. Unerwünschte Regierungen hingegen (solche, die ausgewechselt werden sollen) müssen in der Propagandasprache mit der Bezeichnung *Regime* vorliebnehmen. An der Spitze stehen dann auch keine *Präsidenten* mehr, sondern *Machthaber*, *Autokraten*, *Diktatoren*, mögen sie auch durch demokratische Wahlen besser legitimiert

sein als zum Beispiel der US-Präsident. Die in Washington überaus beliebten Könige und Scheichs brauchen keine derartige Herabsetzung und schon gar keine von den USA betriebene Absetzung zu fürchten, auch wenn sie noch so diktatorisch, noch so brutal regieren.

Ein Hilfszeitwort genügt

Am 2. Mai 2014 rollten Panzer aus dem Westen der Ukraine in den Osten des Landes, wohin auch Kampfhubschrauber in großer Zahl verlegt wurden. Die Bevölkerung der Gebiete Donezk und Lugansk, überwiegend Russisch sprechend, hatte mit großer Mehrheit Autonomierechte verlangt, nachdem die Putschisten die Absicht verkündet hatten, Russisch nicht mehr als eine der Landessprachen anzuerkennen. Andreas Schwarzkopf gab in der „Frankfurter Rundschau“ (2.5.2014) für die militärische Intervention folgende Erklärung: „Kiew mußte nun gegen die Separatisten vorgehen, um nicht unglaubwürdig zu werden.“

Schauen wir uns den Satz genauer an: „Kiew mußte ...“ Wer ist Kiew? Gemeint sind die in Kiew an die Macht gelangten Politiker der äußersten Rechten. Und wie sollen wir das Hilfszeitwort *müssen* verstehen? Das unscheinbare Wort erweist sich bei einigem Nachdenken als das wichtigste Wort des zitierten Satzes. Mit diesem Wörtchen rechtfertigt der Autor die Aggression, mit der der Bürgerkrieg begann. Er unterstellt, das Regime in Kiew habe nicht anders gekonnt. Er stellt die Aggression als notwendig dar. Notwendig warum? ... um nicht unglaubwürdig zu werden. Was ist das aber für eine *Glaubwürdigkeit*, die dazu zwingt, gegen eine Bevölkerungsgruppe im eigenen Land Krieg zu führen? Was sind das für Menschen, die sich nur dann *glaubwürdig* vorkommen, wenn sie militärische Gewalt anwenden? Es sind Menschen, die zum Beispiel Gewerkschaftshäuser in Brand setzen, Kommunisten aus dem Parlament prügeln, den Chefredakteur des Fernsehens folterten, bis er unterschrieb, daß er sein Amt aufgebe. Es sind Politiker, die den einstigen Faschistenführer Stepan Bandera posthum zum „Helden der Ukraine“ ernannten. Die zeitweilig in deutschen Medien vergötterte Julia Timoschenko gab sich mit Äußerungen dieser Art zu erkennen: „... wir sollten Waffen nehmen und die verdammten Katsaps (Russen) töten [...] Ich selber bin bereit, ein Maschinengewehr in die Hand zu nehmen und dem Drecksack (Putin) in den Kopf zu schießen [...]“ So reden glaubwürdige Faschisten. Aber in der Propagandasprache der tonangebenden Medien in Deutschland gibt es keine *Faschisten*. Dieses Wort wird strikt vermieden. Und damit ist das Problem gelöst. Man braucht sie nur Populisten oder Nationalisten zu nennen, und alles ist in Ordnung. Daß Medien das Hilfszeitwort *müssen* dazu verwenden, Gewalt zu propagieren und zu rechtfertigen, finden wir auch in der Innenpolitik, auch im Lokalteil der Regionalzeitung. Zum Beispiel liest man in Berichten

über Demonstrationen: „Die Polizei *mußte* vom Gummiknüppel, von Reizgas, von Wasserwerfern Gebrauch machen.“ Die schlichte Nachricht würde lauten: Die Polizei machte vom Wasserwerfer Gebrauch, versprühte Reizgas, verprügelte Demonstranten mit dem Gummiknüppel. Aber konformistische Journalisten unterstellen: Die Polizei konnte nicht anders, es gab keine Alternative. Mit Vokabeln wie *müssen* werden auch Kürzungen an Sozialletats gerechtfertigt: „Es muß gespart werden.“ Daß es keine Alternative gebe, ist in jedem Fall erlogen. Selbstverständlich gibt es in einem Land, dessen Produktivität wächst und wächst, Alternativen zum Sozialabbau, und es gibt immer Alternativen zum Krieg. Wenn jemand wie einst Gustav Noske sagt, einer müsse der Bluthund sein, womit er sich selber für die Aufgabe empfahl, Kommunisten zu morden, dann sagt er damit, daß er bereit und entschlossen ist, es zu tun, und daß es darüber nichts mehr zu diskutieren gebe. Solche gewaltbereiten Minister, Obristen, Polizisten und auch Journalisten, denen das Wörtchen *müssen* zur Rechtfertigung gewaltsamen Handelns dient, stellen sich so dar, als wären sie ausführende Organe des Schicksals, einer göttlichen Vorsehung. Da verbietet sich jeglicher Widerspruch. Keine Alternative! Basta! Wat mutt, dat mutt!

Von Verantwortung reden und Verantwortliche ausblenden

Ähnlich ehrfurchtgebietend berufen sich Gewaltpropagandisten gern auf die Verantwortung, ohne zu erklären, für wen oder was sie *Verantwortung* beanspruchen. Von Verantwortung für den Frieden und von dem Gebot, Konflikte mit friedlichen Mitteln zu lösen, hören und lesen wir immer seltener. Nach dem Wort *Frieden* muß man in Reden regierender Politiker und in Leitartikeln der Konzernpresse lange suchen. In letzter Zeit sprechen sie besonders gern von der *Schutzverantwortung*, die letztlich Interventionen auf dem ganzen Erdball legitimiert. *Schutztruppen* nannten sich die Interventen schon in Kolonialzeiten. Aus jenen Zeiten stammt auch das Wort *bestrafen*, das jüngst wieder aufgetaucht ist. Wenn wir, die Guten, Sanktionen verhängen oder militärisch intervenieren, *bestrafen* wir die unartigen Regierungen. Elterliche Verantwortung zwingt uns zu elterlicher Gewalt. Auffallend oft bilden die Propagandisten kapitalistischer Machtentfaltung Passivsätze nach dem Muster „Seit 5.45 Uhr wird zurückgeschossen“, Sätze ohne Subjekt, ohne Täter, ohne einen Verantwortlichen. Unverantwortlich. Ein Beispiel: Als durch die verdienstvolle Arbeit von Edward Snowden und seinen Freunden herauskam, daß Hacker erfolgreich Telefone im Bundestag attackiert hatten, war in einer Nachrichtensendung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks zu hören: „Im Hintergrund wird der russische Geheimdienst vermutet.“ Der Satz nennt niemanden, der eine Vermutung geäußert und den russischen Geheimdienst verdächtigt hätte,

an dem Angriff beteiligt gewesen zu sein. Er nennt auch keinerlei Umstände, die eine solche Vermutung stützen könnten. Welche Interessen mögen hinter der Vermutung stecken, der russische Geheimdienst stecke hinter dem Angriff? Liegt nicht die Annahme nahe, daß hier just die Institution am Werke war, die schon das Handy der Kanzlerin und die Computer deutscher und anderer Wirtschaftsunternehmen ausgeforscht hatte, also die US-amerikanische National Security Agency (NSA)? Könnten nicht US-amerikanische oder auch deutsche Stellen versucht haben, durch Streuung unbewiesener Vermutungen von all den peinlichen Enthüllungen abzulenken? Was sonst können solche Pseudo-Informationen ohne Quellenangaben bewirken? Jedenfalls Stimmungsmache gegen Rußland. Beschönigung der Zustände in der NATO, unserer anmaßend sogenannten westlichen Wertegemeinschaft. Psychologische Kriegsvorbereitung.

Kinder sollten Medienanalyse lernen, kritischen Umgang mit der Mediensprache, auch mit der Sprache der Bilder. Sie sollten dazu angehalten werden, jedes Wort zu prüfen. Was suggeriert die Wortwahl? Welchen Interessen dient sie? Übernehmen die Medien kritiklos propagandistische Wortprägungen wie *Eigenverantwortung* (Sozialabbau zugunsten des Staates und der Unternehmen) oder *Verfassungsschutz* (Geheimdienst mit engen Beziehungen zu Neonazis)? Welche Wirkung erzielt man, wenn man Paarwörter wie *Fluchthelfer* und *Schleuser* austauscht? Was ändert sich, wenn wir einen Satz aus dem Passiv ins Aktiv übertragen? Kommen in der Berichterstattung über Konflikte jeweils beide Seiten zu Wort? Welche Quellen nennt der Autor? Oder mutet er uns statt Quellenangaben solche verschleiernenden Formulierungen wie „hiß es in unterrichteten Kreisen“ oder einfach „hiß es“ zu? Wie wirkt es sich auf die Meinungsbildung aus, wenn Journalisten – wie in der „Tagesschau“ geschehen – dem Publikum lakonisch, ohne Angabe der Täter und der Opfer, mitteilen, das Gewerkschaftshaus in Odessa sei „in Brand geraten“. Auf Kritik an der Berichterstattung der „Tagesschau“ antwortete ihr Chefredakteur Kai Gniffke, die Diktion der „Tagesschau“ wie auch der „Tagesthemen“ stimme mit dem *Wording* der Nachrichtenagenturen und der „Qualitätszeitungen“ überein. *Wording* – das klingt doch gleich viel besser und moderner als *Sprachregelung*.

Eckart Spoo

Aus: Ronald Thoden (Hg.): *ARD & Co. Wie Medien manipulieren*. Selbrund-Verlag, Frankfurt am Main 2015, 300 Seiten, 16,80 Euro

Wir veröffentlichen diesen Beitrag in Ergänzung der Artikel „Klartext über Floskeln der Macht“ (Heike Langenberg, RF 222, S. 14) und „Was Sprache verschweigt“ (Theodor Weißborn, RF 224, S. 23).